

# Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

№. 84

Freitag, den 19. September

1919

## Das Wasser kommt!

Roman von Artur Windler-Lannenberg.

(I. Fortsetzung.)

(Fortsetzung.)

Der Iose Spötter lächelte etwas wie feierliche Stimmung bei dem Befenntnis des Freundes, der aber fuhr fort: „Am 8. August war's. Ich vergesse den Tag nicht, da trat in vor den Weister, um Abschied zu nehmen. Meine Ferien waren zu Ende, ich mußte zur Stadt zurück. Nun wurde das entscheidende Wort gesprochen. Er sagte: „Lieber, junger Freund, die Freude soll unsere Fahrerin sein, wenn wir uns die Arbeit wählen können. Folgen Sie ihr, und sollten Sie mich dabei einmal brauchen, hier ist meine Hand.“ Da habe ich die Hand gefaßt und mich nicht getrennt, daß mir die Augen naß wurden.“

„Und er hat Wort gehalten?“  
„Friedrich Neufuß hält immer Wort, aber er löst immer mehr ein, als er verspricht. Ich hatte keinen Vater mehr, und wenn ich ihn geholt hätte, er würde mich so wenig verstanden haben, wie meine Stiefmutter. Unüberbrückbares lag und liegt zwischen mir und den Guntersbachern. Mein Vater, ein höchster Mann aller Geistes- und Herzengemeinschaft, ist Friedrich Neufuß geworden, und was ich erreichte, danke ich ihm. Bei ihm war ich selbstverständlich zuerst, als ich aus Jülich zurückkam. Ihm lege ich Neugierde ab, er ist mein künstlerischer Beichtvater.“ — Er rief mich feinergeigig nach München und hat mich gelehrt, er hat mich gelehrt und mir die ehrenvolle Wendung vermittelt, welche meinen Ruf begründete. Er hat auch schon neue Pläne mit mir.“

Der Erzähler schweig.  
Die Frau Kerstena gab sich einen Auf.  
„Jetzt einen Schluß zur Seelenaufreißung, die goldige Wolkengebirge wird uns ja warnen! Barm's ist's, daß die dieser vortreffliche Arie über den Berg ist, daß er den Künstler in die Wälder, aber dann, wenn er selbst ein ganzer Künstler war, mußte er sich beider annehmen, das war er sich und der Kunst schuldig. Also, mein volles Glas dem Meister! Er soll leben!“

Werner deutete seine feinen Freund. Lachend trat er herbei, und abermals Klang's glückselig durch die rauchige Phantasie.  
„Und nun geht's nach Guntersbach,“ begann Kerstena wieder. „Was willst du da eigentlich?“ —  
„Werner schüttelte den Kopf. Neufuß weiß ich's selbst nicht. Ich soll nach der indischen Praxis in eine nordische Höhenluft, und da wählte ich die Heimat, welche mir sonst nicht viel sagen wird. Auch möchte ich wieder einmal all die Gassen durchstreifen, wo ich den Meister kennen lernte. Er hat mir manche erst lieb gemacht.“ —

„Ja, jedenfalls bist du nicht weit von hier, und wenn du dich da oben fast gelangweilt, kommst du öfter einmal in die Wiederung meines profanen Geistes und Lebens, was?“ —  
„Ja, Otto.“  
„Darauf dies Glas.“ —

Im Nebenraume klangen Stimmen. „Wie kamen. Was war Abend geworden.“  
„Hast du Zeit?“ fragte Werner.  
„Ja, gewiß.“

„Dann laß uns nach der Heidehöhe gehen, dort essen wir für uns allein, draußen im Grünen. Hier sammelt sich das Publikum und ich bin dafür heut' nicht empfänglich. Oder ist dir's langweilig mit solchem Menschenfischling?“  
„Keine Spar, Junge, ich tapriere ja nicht alles, was du schwärmt, aber ich komme doch auf meine Wohnung, also auf in die Götterhöhe. Nicht mit Schinken sind wir

ist die höchsten Genüsse dort. Aber die Eier sind frisch und der Schinken ist gut.“  
Sie saßen und gingen.

Vor der Tür des breitgeliebten Hauses mit dem in der Abendsonne blühenden, blaugrauen Schieferbade sah Johann Hardt, der Schultze von Guntersbach, und sah den verwehenden Rauchringeln nach, die er seiner Stummelheife entlockte.  
Ein besärgiger Mann in den fünfzigern. Ihm ging's gut. Er war wohnhaft von Haus aus, hatte nach uraltem Guntersbacher Hauptstamm: „Wo Tauben sind, da sitzen Tauben zu.“ ein reiches Mädchen aus dem Weizenlafer Grunde heimgeführt und sah nun auf prallen Geldsäcken als der angesehenste Mann des Ortes.

Er wollte, daß er das war, und ließ merken, daß es die Wahrheit. Auf sein Bauerngut hielt er vor allem, und die Stadt verabschiedete er umsonst, je weniger er sie kannte. Vier Generationen konnte er zurückzahlen in seiner Ahnenreihe. Die Hardts waren immer Bauern gewesen, hatten immer zur Bauernaristokratie gehört. Er sah sich mit Stolz und Freudigkeit als ein Hardt. Aber gerade, wenn er sich so fühlte, kam ein grauer Schatten auf sein lauchendes Gesicht.

Er war der letzte in der Ahnenreihe, zwei Söhne hatte der Würangel Diphtherie ihm genommen, er besaß keinen männlichen Erben mehr. Er dachte nicht gerne daran, ihn schon sein Groß wie ein Raub an Toni, der spätgeborenen Tochter. Ihr tat er alles zuleide. Selbst sein Stiefvater hatte nicht standgehalten, und als der Dorfschullehrer dem gewordenen Mädchen nicht mehr bieten konnte, war es auf zwei Jahre in eine städtische Mädchenstube geschickt worden.

Frau Theresie Hardt, die etwas stille und verschämteste Lebensgefährtin des Dorfgewaltigen, hatte mit ihrem Entsetzen von Toni's dreisten Wünschen gehört und ihr bei allen heiligen des Kalenders verboten, damit dem Vater zu kommen. Toni aber war auf Waters Anle geklettert, hatte sich's dort bequem und dem wohlgefälligen Schwingelnden erklärt, sie wollte einmal ernsthaft mit ihm über ihre Zukunft reden.

Das hatte ihm Spaß gemacht. Als er den blonden Frechling dann, ob seiner Reizerei an aristokratischer Bauernattribution energisch abschütteln wollte, da hing das lustige Ding an seinem Hals und sprach: „Ach, Vater, das glaubst du selbst nicht, daß du mich so leicht los wirfst, ich bin doch deine Tochter; wenn zwei Hardts zusammenkommen, geht's hart her.“

Und Toni war die Härtere gewesen. Sie hatte es durchgesetzt, der Vater selbst hatte sie in die Stadt gebracht, die er so untern betrat, sogar in eine große Stadt. Frau Theresie wunderte sich heute noch über diesen Sieg, und doch waren seitdem drei Jahre verfloßen, war Toni bereits wieder ein volles Jahr im Elternhause. Mancherlei Feindes hatte sie gelernt und der Vater fand, bei allem Widerwillen gegen die Luette, seine Freude dran.

Den Wiedeweg heraus kam Leuthold, ein junger Bauer von siebenundzwanzig Jahren, ein hübscher Bursche, schlant und groß. Am Torbogen des Schuttselhauses hielt er an und grüßte.  
Hardt dankte, lächelnd sagte er hinzu: „Ihr trefft sie nicht — sie ist mit Mutter in der Heidemühle — bei Pänders wird wieder einmal getauft — zum achtten Male, glaubst du?“

Der Junge machte ein betrübtes Gesicht.  
„Vielleicht kann ich sie abholen? Wann wollten sie zurück sein?“  
„Um zehn natürlich höchstens.“  
„Wann fährst du über eine Stunde?“  
„Amersbach.“ —  
„Korrigierte der Schultze, „ich löste meine Flocke nicht abgeben.“

sein ist ungeschicktes Zeugnis gibt, sagt Dr. Beneffe, ist die Klarheit und die mathematische Korrektheit, mit der sie in die Krisis eingegraben sind. Ich behaupte, daß kein Kalligraph mit Feder oder Blei auf Papier oder einem anderen Material vollkommeneren Zeichen schreiben kann, als die 45 und 10, die ein merkwürdiges Naturspiel in die Augen dieser Frau eingeschrieben hatte. Mehr als dreißig Personen haben die Merkwürdigkeit mit eigenen Augen gesehen und ohne jedes Schwanken die Zahlen als „45“ und „10“ erkannt. In Wahrheit konnte man auch gar nichts anderes herauslesen. Eine weitere Merkwürdigkeit dieses Falles besteht darin; daß er ererblich war. Die Tochter der Genannten zeigte im Alter von 17 Jahren ganz dieselbe Erscheinung. In der Regenbogenhaut ihres rechten Auges stand die Zahl „10“, und in der des linken die Zahl „20“. Waren auch die Zahlen verschieden, so hatten sie doch bei den jungen Mädchen ganz dieselbe Größe und Beschriftung wie die in den Augen der Mutter. Beide Frauen saßen im Äbrigen schwarz, und ihre Augen zeigten nicht die geringste Abweichung von der Norm.

## Bunte Zeitung.

Die Beschädigung der Pflanzen durch Leuchtgas. Das Gas Leuchtgas den Pflanzen schädlich ist, ist zur Genüge bekannt. Dagegen war man bis jetzt im Zweifel darüber, welcher Bestandteil des Leuchtgases für die geradezu als Vergiftung zu bezeichnenden Schädigungen verantwortlich zu machen ist. Hierüber hat Wehmer eingehende Versuche angestellt. Das von ihm benutzte Leuchtgas bestand aus etwa 80 Prozent Methan und Wasserstoff, 10 Prozent Kohlenoxyd, 4 Prozent Acetylen und 3 Prozent Kohlenwasserstoffe, weniger als 1 Prozent Benzol und Toluol, 0,6 Prozent Schwefelverbindungen, 0,06 Prozent Äthylen und Spuren von Cyan- und Ammoniakverbindungen zusammen. Die Versuche ergaben, daß die erwähnten Bestandteile, insbesondere Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoffe, Äthylen und Schwefelverbindungen wirken zwar an sich in derselben Weise wie Leuchtgas, aber nur wenn sie in einer Konzentration angewendet werden, wie sie im Leuchtgas nicht vorkommt. Es bleiben somit nur noch die in wechselförmigen Spuren vorhandene Benzolreineinigungen an Cyan- und Ammoniakverbindungen übrig. Es ist nun Wehmer gelungen nachzuweisen, daß die Chlorwasserstoffe dem Leuchtgas die giftigen Eigenschaften verleiht. Wenn man nämlich durch Waschen des Gases mit Wasser unter Zusatz von Chlorwasserstoff die Chlorwasserstoffe ausschleibt, fällt die schädliche Wirkung weg; so können z. B. Kressefrühen in diesem Fall trotz andauernden Gasdurchstromens ohne weiteres aus. Für sich allein angewandt, wirkt Chlorwasser in einer Konzentration von 0,02 Prozent tödlich auf Pflanzen. Die im Leuchtgas enthaltene Menge ist bei der großen Mächtigkeit der Chlorwasser schwer zu bestimmen; es handelt sich nur um ganz geringe Spuren, doch wird sie beim Durchströmen durch die Erde absorbiert und so eine Anreicherung erzielt. Wenn die Leuchtgas-schäden als Vergiftungen durch Chlorwasser zu betrachten sind, wird auch die Chlorwasserung verständlich, wie sie sich oft an den Wurzeln gasgeschädigter Bäume zeigt; es liegt nichts anderes als eine Bildung von „Chlorine Chlor“ vor.

Wespe! als Vogelsticker. Ein süßer, reifer Wespe! ist für die meisten Stubenvögel ein Verderbissen. Man reißt denselben, indem man ein Stückchen so zwischen das Drahtgitter steckt, daß der Vogel bequem von der Sitzfläche aus davon abbeißen kann. Besser ist es aber, die Wespe! zu zerhacken und mit anderem Futter zu mischen. Man schält den Wespe!, entfernt das Kernhaus, schneidet ihn in dünne Scheiben und bestreut ihn vermittels eines halbesines, oder besser einer halbesines Reule, so durch ein Drahtgitter, daß verstreut, haufwerkartige Stücke hervorwommen. Für Grassmäher mißt man unter einen Teil solcher zerhackter Wespe! zwei Teile angefeuchtete Ameisenener. Es ist für alle Vögel vorteilhafter, die Wespe! in dieser Weise zu zerhacken als in großen Stücken oder, wie es auch üblich ist, sie auf einem Weidenreis zu Was zu bereiten.

Die Fische schlafen? Die Frage ist schon sehr oft erörtert worden, man findet aber nirgends eine wirklich wissenschaftliche Erklärung dieses Phänomens. Dennoch erscheint es nach dem Verhalten mancher Fischearten im Winter annehmbar, daß wohl alle Fische schlafen schlafen. So sind z. B. zahlreich Fälle beobachtet worden, wo Goldfische vollständig eingeschlafen waren, und es ist höchst wahrscheinlich, daß sie sich in dieser Zeitperiode in einem torpiden Zustand befinden haben, das man wohl als Schlaf bezeichnen kann. Wenn man man

häufig beobachten, daß Goldfische in Aquarien regungslos an einer Stelle schweben bleiben, wobei sich nur ihre Kiemen bewegen, während ihre Augen stets geöffnet sind. Da die Fische aber keine Augenlider haben, können sie auch unter keinen Umständen die Augen schließen. Ziemlich wird es noch mancher sorgfältig durchgeführter Versuche bedürfen, die einfache Frage „Schlafen auch Fische?“ entscheidend zu beantworten.

Kann man ein Gefäß gänzlich von der Erde wegheben? In einer Besprechung des deutschen weittragenden Gefäßes in dem „Journal of the royal artillery“ beirätet der Verfasser die Möglichkeit eines Gefäßes, das ein Gefäß gänzlich von der Erde weg in den Raum hinausschießt. Die dazu erforderliche Geschwindigkeit ist nicht so sehr viel größer als die bisher erreichte von einer Meile (1600 Meter) pro Sekunde beim Verlassen der Gefäßmündung. Wenn man imstande ist, diese Geschwindigkeit auf fünf Meilen pro Sekunde zu erhöhen, so wird dieses Gefäß, wenn es unter einem geeigneten Steigungswinkel abgefeuert wird, um die Erde kreisen wie ein Objekt an der Erde umlaufender Erdbahn und seine Bahn 17-20mal täglich durchlaufen. Mit einer Geschwindigkeit von etwa sieben Meilen pro Sekunde wird es in den Raum hinausschießen, ohne zurückzukommen. Ob diese theoretische Berechnung auch in der Wirklichkeit sich als richtig herausstellen würde, ist allerdings eine andere Frage.

Die Prognose der Regierung. Als Napoleon II. ein Kind war, kam eines Tages ein Knecht zu seiner Mutter und bat um die Erlaubnis, dem kleinen Prinzen die Zukunft zu prophezeien. Sie sagte u. a., der Prinz werde eine sehr hohe Stellung erreichen, er solle sich aber vor dem Buchstaben „S“ in acht nehmen, der in seinem Leben eine große Bedeutung haben werde.“ Wenn man sich den Lebenslauf Napoleons ansieht, so zeigt sich wirklich, daß das „S“ bei mehreren wichtigen Ereignissen eine Rolle spielt. Sein erster Schritt war die Ueberumpelung von Straßburg, dann kamen Gefechte bei Solferino, Sabona und schließlich Sedan, wo sein Stern erlosch.

## Literatur.

Das Kulturprogramm des Zimmermannslehres von Max Jurek. Von Dr. med. Wilhelm Wink. Verlag Friedrich Ellertel, Berlin S. 68. Es wird dem Christentum oft vorgeworfen, daß es kulturreinlich ist und daß es überhaupt keine Kulturziele verfolgt. Der Verfasser zeigt in seiner Schrift, daß diese Ansicht ein Irrtum ist und daß im Gegenteil die Gedanken des großen Zimmermanns das höchste Kulturziel in sich tragen, das überhaupt erreichbar ist und daß das Kulturprogramm, wie es uns Jesus in seiner Bergpredigt und in seinen anderen Worten sowie in seinem eigenen Leben vorgezeichnet hat, auch heute noch, als Ganzes genommen, für die Mehrzahl der Menschen unerschütterlich ist; nur in einzelnen Teilen konnte es bisher verwirklicht werden.

Noch, Dr. Paul, „Die politische Entwicklung in Kongreßpolen während der deutschen Okkupation.“ unter Mitwirkung von Wilhelm Stein. Leipzig 1919. R. F. Koehler, Verlag. Der aufmerksame Leser dieses Buches gewinnt den Eindruck, daß man es mit dem Werte eines Augenzeugen, und zwar eines mit-handelnden, beobachtenden und denkenden Augenzeugen zu tun hat. Dreizehnhalb Jahre lang hat der Verfasser, wie er im Vorwort ausführlich, besonders in Warschau die politische Entwicklung in Polen verfolgt. So ist er auch, wie wenige, in der Lage, die gerade jetzt für uns Deutsche so überaus interessante und im besten Sinne aktuelle Geschichte der politischen Parteien in Polen, ihre Ziele und ihrer Entwicklung zu schildern. Er zeigt die Union der deutschen Politik und ihre Vertreter, die inneren und äußeren Schwierigkeiten, ihre Gegenspieler in Österreich und Rußland, und auf dem wichtigsten Hintergrund haben sich die Bestrebungen der polnischen Politiker — Aristokraten, Kapitalisten, Kulturen und Volkspoliten — klar ab.

Der Ausbau von Kauschbalsam in Deutschland. Von Doktor-nomierat H. Hoffmann. Tabakbauerspezifisches des Pflanz. Berlin 1918. Verlag von Paul Parey. Die Frage, ob Deutschland nicht in der Lage ist, durch entsprechende Gestaltung des Tabakbaues einen Teil seiner gewaltigen Einfuhr an Tabak überflüssig zu machen, ist wohl der Unter-suchung wert, und es ist mit die Aufgabe dieser letzten Schrift, zur Lösung dieser Frage beizutragen. Daneben verfolgt sie das Ziel, zumal dem Anfänger im Tabakbau sofort Umweisung zu erteilen, daß er diesen schwierigen Zweig der landwirtschaftlichen Pflanzenzucht sofort mit angemessenem Erfolge zu betreiben vermag.

In beziehen durch die Goethe-Buchhandlung, Berlin N. O., S. 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200.



„Über hinunter lauf' ich's in der Welt.“  
„Das ist eure Sache, denn es sind eure Beine.“  
„Und jetzt ist's gleich Eiden —“  
Der Alte lachte.

„Ja, — du laust nur, damit ihr noch was vom Töchterchen abwärts. Wie, Leuthold, ich halt Euch nicht, schon gefahren könnt ihr von mir —“  
Der Burfche lästete die Mäze und schritt eifertig den Weinweg abwärts. Hardt blühte ihm nach. Das also war sein Schwiegerjohn und Erbe. Er hatte den Gedanken schon oft erwogen, seit Heinrich Leuthold bei der vorjährigen Kirchweih Toni's treuerer Verehrer gewesen und nachher geschieden war. Ob sie ihn wollte? Warum nicht? Sie ließ sich seine Subjugation gern gefallen und hatte doch die Aussicht unter den Burfchen der Gegend.

Der junge Förster aus der Farnschicht schaute auch mit verlangenden Augen nach ihr. Aber Heinrich Leuthold schien ihr am besten zu gefallen. Und was war auch an ihm auszusagen? Er war einziger Sohn und Erbe der Witwe Leuthold, welche, geschied und tapfer wie ein Mann, ihr Bauerngut am Talsende des Dorfes seit dreizehn Jahren verwalte. Strenge Ordnung, fester Wille hatten dort regiert, aber auch etwas Geleitet. Einen Drachen nannten sie die neidlichen Nachbarn.

Was ging ihn das an? Wenn einmal Toni und Heinrich ein Paar würden, dann sollte seine Tochter nichts zu leiden haben von der unbedenklichen Schwägermutter. Die mochte unten weiterhelfen, wo sie ja auch jetzt allein regierte, und der erwachsenen, mündige Sohn nichts zu sagen sollte. Das junge Paar zog hier herauf und Johann Hardt übergab ihm das Gut. Er hatte mit den Schuldschuldfreien genug zu tun und würde im landwirtschaftlichen Betriebe gern gelegentlich Ratgeber und Helfer sein. Auch der Jagd wollte er dann leben, denn er war ein leidenschaftlicher Jäger und hatte die Dorfjagd gepachtet, die weit hinein reichte in das Tal des Eulenberges und oben beinahe bis zur Farnschicht. Ein paar Jahre noch konnten sie warten, die Zwei, er war zweidwanzig, sie achtzehn Jahre. Wenn der Jagd zum zweiten Male blühte, dann — dann vielleicht. So sann der Alte und schaute dem Jungen nach, der den Wiesenflügel behende weitertrug. Jetzt bog er um die Gehäusinsel der Wiefe und verschwand hinter der grünen Wand.

Johann Hardt tat noch einen festen Zug aus der Pfeife. Sie heutete leise, der Tabak war ausgebrannt. Da stand er auf. Er rief Wiefe, die Dienstmagd, und ließ sich den Wiesenflügel herbringen. Dorneil aber machte er eine Aufsichtswandung durch Hof und Eiste. Das Wiesen war eben zu Ende.

Da standen in tadelloser Reihe die hochgehärteten Stäbe, in deren blauen, geschichteten Fellen sich das letzte Tageslicht spiegelte. Sie waren vor einer halben Stunde heimgetragen worden von der Waldwiefe, und Pflanz, der graue Strohhaub, ging nach den Stallgang hin und her, als zähle er nach, ob sie alle da seien. Wiederkehrend räumten sie ihre Waldarbeiten im Haisflusse zurück. Ein paar Räuber hockten noch in ihrem Versteck. Die Jugend wird nicht leicht müde.

Johann Hardt ging besichtigt in den anderen Stall. Dort war's noch leer. Aber in den acht Pferdständen hantierte ein Knecht und machte alles fertig. In einer Stunde kamen die Bewohner vom Felde zurück. Abgearbeitet, hungig und ruhebedürftig.

Der Befizier überhaute alles, aufrieben, glückselig. Festgegründet war sein Wohlstand, wolklos sein Lebenshimmel. Er wollte ein paar Kerzen für die Kirche stiften. Mit diesem frommen Voratz ging er zum Weinobst.

Als Werner Leuthold und Otto von Kerfenaun rechts abbogen aus der schattigen Blindenalle, die von der Stadt her eine halbe Stunde schnur gerade durch die Felde lief, hingen aus dem Waldrande gelegenen Gehöft Tanzmelodien. Eine Fiedel kreischte und eine Flöte senfte dazu.

Der Landrat blieb stehen; „Mitten in der Woche — jetzt zur Erntezeit! Wenn den Wein zu wohl ist, geh'n sie in die Hebenähle tanzen — das will ich mir doch mal antun! — In solchen näher ansehen —“  
„Warum bilden die Leute nicht tanzen?“ fragte Werner erhaunt. „Wenn sie finden, daß ihnen die Ernte Zeit ist, so geht das keine Dörigkeit etwas an.“  
„So meinst du, du Weitenbummelst! Hast dich der Ordnung und Geheißigkeit dieses Erntesalles nicht erlosgleich entwöhnt mein Sohn. Hier geht's die gottgewollte Obrigkeit doch noch etwas an, wenn öffentliche Tanzmuffen veranstaltet werden.“

Ein junges Mädchen mit zwei Ethern, an einer aber die Schultern gelegte Stange, kam quer über den Platz vor dem Hause.

„Ja, Hanne, was ist denn bei Euch los?“ rief Kerfenaun sie an.  
Das Mädchen lachte respektlos gleichgültig zurück.  
„Nu, mer tanzen halt wieder emol —“ Damit ging Hanne weiter.

Der Landrat lachte.  
„Und dagegen kann die gottgewollte Obrigkeit nichts machen,“ spottete der Maler.

Kerfenaun schüttelte den Kopf. „Das wollen wir auch gar nicht. Ein neuer Meier ist eben fest willkommen.“

Hanne stand beim Brunnen, den Pumpenschnangel in der Hand. Sie hatte Kerfenaun letzte Worte gehört und fleischte die Hände vor Laufen.

„Nu, Hanne, was ist da zu lachen?“ sagte der Landrat.  
Die Magd lachte weiter.  
„Nun bitt' ich aber —“  
„Weil's mer zu tunnen vorkommt! 's is ja wieder a Mädel —“

Da machte Kerfenaun Kehrt und schritt mit seinem Freunde durchs Haus, aus dessen Wohnung ihnen Schmalz- und Küchendünste entgegenkamen.

Ein erdhiger Mann mittlerer Größe trat auf den Platz und erkannte den Landrat. Er klopfte sich den Brustboden von der toten Hecke, rühte sich die weißen Hemdärmel zurecht und sagte mit etwas unklarer Stimme, als müßte er sich entschuldigen.

„Se tanzen sich halt tot, die Weiber, und dabei ist's doch bloß 'n Mädel, 's achte, Herr Landrat, guten Abend noch!“

„Im Gottes willen — lauter Mädel —“  
„Nu ja, Herr Landrat, 's älteste sechzehn, die Gustel, und 's jüngste vier Wochen, Pauline ham mer's genannt —“  
„Ja, lauter Mädel, was soll mer dagegen machen, Herr Landrat?“

„Na, jedenfalls gratulier' ich, lieber Pfänner,“ erwiderte Kerfenaun, zufrieden, mit dieser Pfärfle die Untertot umgehen zu können. „'s is ja doch immer ein Segen des Himmels —“

„Aber 'n bissel viel, Herr Landrat!“ senkte der Beglückwünschte, begann sich dann auf seine Pflichten und fuhr in geschäftsmäßigem Eifer fort: „Womit kann ich den Herren dienen?“

„Mir möchten etwas essen —“  
„Ehr schön, meine Herren.“  
„Doch zu was gut? Ich hab' einen Schwinebraten vom Taufessen her! Der Herr Pfarrer hat gefagt, meine Frau soll ihm's Mecht geben, so hält' er'n bei sich, mehr noch nicht gegessen.“

„Aho Schwein haben wir auf alle Fälle, nur halt Schinken braten. Dann mal los mit der von der Geißelheit empfindlichen Zeilfäse!“  
Pfänner vernagelte sich und närmte in die Küche. In der Tür noch rief er zurück: „Ich lasse im Garten was sein, Herr Landrat, da drint is 'n Staub —“ weg war er. Die beiden Gäste aber durchschritten den Vorweg und gingen in den Garten. Unter reichlich tragenden Obstbäumen, die fruchtigeren Neste tief herabhängen liegen, standen Tische und Bänke.

Wie sie noch saßen und warteten, ging die Glotz des Tanzsaales auf, hinter deren Scheiben man die Tänzer vorbeiwirbeln sah, und zwei junge Mädchen, freundschaftlich eingehakt, traten in den Garten.

Die eine dunkelblond, ein halbes Kind noch, die andere blond und groß, von knospen der Jugendhöflichkeit.

Des Malers Auge haßte wie gebannt auf der Blondin.

„Sieh doch, Otto, weh' wunderhässliches Mädchen!“ Kerfenaun sah flüchtig hin.

„Das Gustel, die achte im Kranze der acht, nat' hör' mal —“ Er unterbrach sich. „Ach so! Ja, die Toni Hardt! — Aber die sollst du doch kennen, die ist ja aus Guntersbach, die Schultheisengotter.“

Die beiden Mädchen gingen den Mittelweg durch den tiefen Obgart entlang, sich Richtung zufüchend, ganz nahe am Tische der Gäste vorüber. Beide erkannten den Landrat, beide grüßten respektvoll.

Gustel Pfänner verlegte und ungeschick. Toni Hardt mit solcher Damschlichkeit, daß Otto von Kerfenaun und nach ihm Werner Leuthold zu einer Verneigung aufstanden.

Als die Mädchen außer Harme waren, sagte der Landrat: „Donnerwetter, was ist aus der kleinen Toni geworden! Über noch einmal, die mußst du doch erkennen, Werner?“

Der kam aus weiten, weiten Fernen zurück. Er sah noch immer in die Johanniserberden, hinter denen die höchste Erhebung verschwunden war. Jetzt antwortete er: „Ein kleines Mädchen hab' ich gefannt, jetzt ist ein Emetterling daraus geworden.“  
„Das stimmt, sie wird damals sieben Jahr gewesen sein oder acht! Danach schmachten die Kremlaner nicht!“  
Die Mädchen kamen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

### „Dort, wo der Rhein . . .“

Wir haben es in den letzten Jahren gelernt, freundslos und allein daquähen. Wir sind heute schon dankbar, wenn deutliches Empfinden und deutsche Art auf Verständnis in der Fremde stoßen. Dies sollte uns der Fall zu sein bei einem kleinen Einnamungsbild vom Rhein, das die Heilingsfeier Zeitung „Dagens Brev“ abbrückt und das wir gern in der Uebersetzung der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ wiedergeben. Es heißt da:

„Wichtig fließt der Rhein in seinem alten rebenumkränzten Bette. Der köstliche Schimmer seiner Wellen, von dem so viele Dichtungen begeistert erzählen, spiegelt in dieser eisigen Zeit einer düsteren, bleigrauen Zornung getöhen zu sein. Dem tief in werden mit den Augen eines Volkes betraget, das seine angeborene Feiertelt, seinen Sinn für poetische Erdumwelt verloren hat. Die großen Burgen und Weidensfelder suchen sich vergeblich in den düsteren Blüten zu spiegeln. Die fröhe und verschönten dem Norden sich zuwenden. Eine schwere Melancholie liegt über den Ufern, denn der Rhein ist französisch geworden.“

Die alten Burgen, die göttlichen Kathedralen, die stolzen Denkmäler und mächtigen Brücken föchten einst die taffelsten Schritte Tausender und aber Tausender treuer Freunde, die über den Fluß kamen und den Westen zogen. Die Jahre gingen dahin, und eine lächelnde Ruhe schien zwischen den heißen Ufern zu liegen. Da brach plötzlich der langwierige Tag an, wo alle jene nach Westen marschiereten Freunde wieder zurückkamen. Aber der Klang ihrer Schritte war ein anderer geworden. Der unerschütterlich frohe Laft des Marfches schwieg. Das rollende Echo unter den Brückenbogen erzählte von gehegten Männern, von flüchtigen Bataillonen.

Dann wurde es wieder still. Nur in der Ferne hörte man, wie vom Winde hergezogen, das alte Lied von der „Stadt am Rhein“. Aber auch die Stimme erlosch bald.

„It is a long way to Tipperary, it is a long way to go.“  
Die alten Brückenbogen lächelten.

„So sie furettel sich I know.“  
Die Marcelline lächelte den englischen Singang ab, es folgten amerikanische Tanzweisen, „Dante Doodle“, und schließlich keupte eine Regimentskapelle vorüber, die, empört über germanische Barbarei, für den Frieden der Welt zu Felde zog.

Und zwischen den alten Steinpfeilern rollten bleigraue Wellen ihren Weg durch ein gefülltes Land.

Jetzt sieht eine fremde Fregate auf dem hohen Felsen. Ihr Harz glänzt wie englisches Gold und der Stamm, mit dem sie ihreanken kommt, ist sicherlich nicht „made in Germany“. Bessere Worte scheinen auf ihren Lippen zu spielen, und um ihren Leib ist eine seidene Tricolore gewickelt.

Wichtig fließt der Rhein unter den französischen Brücken. Tricolorelet kommt ihr Haar. . .

### Königliche Waffen unter dem Hammer.

Im Oktober wird in Berlin ein großer Teil der königlichen Sammlungen von Dresden veräußert werden, und zwar sowohl aus der Porzellanammlung wie aus dem Historischen Museum, das die ehemalige Kammkammer und die Gewerhallerie umfaßt. Es handelt sich durchweg um Ausrüstungsstücke der künftigen Hofhaltung. Da sind gewaltige Pfeilbänder, „gestammte“, aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Dolche mit reich in Silber getriebenen Scheiden, Reichsrueter aus der Werkstatt der berühmtesten Schwertgerber von Mailand, Toledo, Solingen. Da sind die Seitengewehre der Königin Auguste des Starren, Streitbarden, Hellebarden mit dem größten schifflichen Köhpen, Parafanen, Spiege, Lanzen, Ruderfischen, Patronenbüchsen mit der Jahreszahl 1587. Vom Standpunkt der Kunstgeschichte aus sind hier die schönsten Exenauwerke der Wie-

naussetzung zu finden, höchst aber für nicht ganz billiges Geld. Zum erstmal kommen neben den älteren Schwertwaffen des Historischen Museums aus den Wachsblausammlungen von 1580, den kunstvoll mit Perlmutter eingeleigten Patronenbüchsen und den Ruderfischen aus Buxbaum, die zum Teil die Jahreszahlen 1588 und 1594 aufweisen, alle aus der kurzen Regierungszeit des praedilecten Kurfürsten Christian I. kommen, die mannigfaltigen schön gearbeiteten Jagdbüchsen und Flinten aus der Gewerhallerie zum Verkauf, die Waage der Sacke durch die berühmten Gewerhallerer Stiller (Brag), Traube (Paris), de Barvain (Baltimore) hat herbeien aber erweiden lassen, die als vollendete Meister der Wattung anzusehen sind. Eine besondere Seltenheit und Spezialität der Dresdener Sammlung bildet die „Mädelbüchsen“ des Jost Ragemann (Kassel). Dazu kommen die Waidbüchsen aus der Zeit des Kurfürsten Johann Georg I. mit schönen Lederfedern, der Heilingsfeier mit der Jahreszahl 1602 und endlich die mit Bein kunstvoll eingeleigten Waidbüchsen (Waidbüchsen) mit Spannhölz. Die Verfertigung, für die sich größtes Interesse schon jetzt kundtut, findet vom 6. bis 8. Oktober bei Rudolph Seyte statt.

### Ziffern und Schriftbilder in der Iris des Auges.

In einem seiner bekanntesten Romane schildert Jules Verne ein Drama, dessen Opfer in dem Augenblick, als es ermanet wird, seinen Blick mit solcher Intensität auf ein Bild heftet, daß die Mäze nach dem Tode noch im Auge eingegraben sind. Die Sache, die hier Gegenstand der dichterischen Darstellung ist, entbehrt durchaus nicht der wissenschaftlichen Bestätigung. Bekannt ist in dieser Beziehung besonders der Fall einer gewissen Josephine Louis, der von einer ganzen Reihe französischer, belgischer und irischer Gelehrten bezeugt ist. Die Louis wurde in Paris im Jahre 1825 geboren und sie wurde in Frankreich und in England als Naturwunder zur Schau gestellt. Unter all den Gelehrten, die sich mit ihrem Fall beschäftigten, war der irische Arzt Wille der von der Währzeit des Namens Uebersetzungste. „Vor einigen Jahren,“ sagte er, „zeigte man mir ein Kind, auf dessen Iris die Worte „Napoleon Emperor“ geschrieben waren. Das Wunder schien durch eine außergewöhnliche Disposition der Fasern, Nerven und Weichteile erzeugt worden sein, die die Oberfläche des Augapfels bilden. Ich heisse ein sehr gutes Bild jenes Kindes, das den Namen Josephine Louis führte. Auf diesem Bilde zeigen sich in der inneren Hälfte der Iris Zeichen, die den großen Buchstaben des Wortes „Empereur“ gleichen, während man auf der Iris des linken Auges die Buchstaben findet, aus denen sich der Name „Napoleon“ zusammensetzt.“ Die Naturwunderlichkeit bildete in den Zeitungen der Epoche den Gegenstand eingehender Studien. In späterer Zeit hand man den Angaben Dr. Wille's freilich etwas skeptischer gegenüber. So erklärte bezüglich dieser Josephine Louis der französische Gelehrte Girardet: „Ich habe vor einigen Jahren im Hospital de la Charite“ ein junges Mädchen gesehen, von dem man behauptete, daß die Worte Napoleon Emperor in ihren Augen geschrieben seien. Zu Wahrheit handelte es sich dabei um eine jener seltsamen Kombinationen, die mit Hilfe von etwas gutem Willen bei der Entzifferung von Inschriften zustande zu kommen pflegen.“ Bereits im 18. Jahrhundert hatte der berühmte Augenarzt Jacques Daniel erklart, daß er in den Augen einer Wäuerin aus der Umgegend von Rouen eine Inschrift gefunden habe, die er als die lateinischen Worte „Post Mortem“ entziffern konnte, einen weiteren Fall berichtet Tenon, ein nicht minder bekannter Augenarzt, einen Fall, der mit dem von Josephine Louis Ähnlichkeit hat, wenn er auch nicht Bezug auf die Inschrift weniger sensationell wirkt. Er sagt darüber: „Auf der Iris erschienen auf dem blauen Hintergrunde weiße Schriftzüge, von denen die einen die Wäuerin ansahen, während einer die Form eines großen „E“ und ein anderer diejenige eines großen „W“ hatte.“ Um die Angewandten zu überzeugen, ließ Tenon von einem Vater nach der Natur ein Modell dieses Auges anfertigen, von dem sich eine Kopie heute im Pariser Museum bewahren befindet. Vor einigen Jahren kehrte ich ferner in der Klinik des Pariser Professore's Desjardins eine sechsjährige Frau namens Baute vor, deren Augen von Kindheit an gebrochene Ziffern zeigten. Diese Ziffern erwies ich unter dem Vergrößerungsglase als die Zahl „10“, die im linken, und die Zahl „45“, die im rechten Auge stand. Was diesen Sit-